

## IM BOUDOIR.

### Mutter und Tochter.

Eine Wiener Geschichte von G. Hort-Steiner.

Illustrirt von A. Karpellus.

„Guten Morgen, Carl!“

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein!“

„Fräulein...? So, seit wann ist denn die Toni für Sie ein gnädiges Fräulein?“ rief pikirt die junge Dame. „Ich bin gar nicht gnädig!“

Und sie sah in der That nicht gnädig aus, als sie diese Frage aufwarf; sie runzelte die Stirn, verzog schmolend die Lippen und schob unmutig den gebogenen Arm von sich, als wolle sie einen neckischen Rippenstoß für den unartigen Carl markiren.

Ehrlich herausgesagt, Fräulein Antonie, oder wie sie sich lieber nennen hörte, „die Toni“, wäre im Stande gewesen, ihm auch einen wirklichen, allerdings sehr sanften Rippenstoß zu versetzen, wenn sie nicht... Doch halt! Wir wollen erst erzählen, wieso eine Dame, die man „gnädiges Fräulein“ titulirt, dazu kommt, einem jungen Manne, und heiße er auch ganz gewöhnlich und unromantisch Carl, einen — wenn auch sanften — Rippenstoß zu appliciren, und außerdem müssen wir begründen, warum besagte Dame diesen Stoß nicht in die Wirklichkeit übersehte, sondern bloß symbolisch andeutete.

Fräulein Antonie war die Tochter des wohlhabenden Blumenfabrikanten Steghuber, der junge Mann dessen Buchhalter. Vor fünfzehn Jahren war Carl als Lehrjunge zu seinem Herrn gekommen, der sich damals noch „bürgerlicher Blumenmacher und Kranzelbinder“ nannte. Zu jener Zeit war auch Toni wirklich kein gnädiges Fräulein, sondern ein fünfjähriges, drolliges Tonerl gewesen, das Carl zur Schule brachte und nach Hause holte, und dem sie alle ihre Geheimnisse anvertraute. Er half ihr die Aufgaben machen und bettelte dem Herrn Lehrer die „Sittenpunkte“ ab, denn die Toni war wild und gab in der Schule zu schaffen. Im Hause war man froh, daß der gutmüthige Junge sich dem Kinde widmete, weil das Geschäft und die zwei älteren Töchter die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Mutter voll in Anspruch nahmen.

Die kleine Blumenbinderei gedieh. Steghuber's Fleiß, vereint mit dem Geschmack seiner Frau, die tüchtig im Geschäfte mithalf, brachten dieses zur Blüthe, so daß nach Jahr und Tag aus der bürgerlichen Blumenmacherei und Kranzelbinderei eine Fabrik, aus dem kleinen Gewerbsmann ein wohlhabender Fabrikant und Hausbesitzer — und aus Carl, dem Lehrjungen, der in den Abendstunden in die Geheimnisse der doppelten Buchhaltung eingedrungen war, der Herr Buchhalter wurde. Er aber war nicht stolz auf seine Stellung, ebensowenig wie Steghuber auf seinen Besitz. Oft, wenn der Herr Buchhalter das Guthaben beim „Bankverein“ addirte und die Summe stolz dem Chef vorwies, schmunzelte dieser und sagte: „Ja, ja, es ist viel Geld! Denkt noch, Carl, wie wir das erste Hauptbuch angelegt haben und der Cassajaldo vom Samstag beim Geschäftsbüchereinkauf am Montag d'raufgegangen ist? Und der Cassajaldo war damals unser ganzes Barvermögen! Aber Du hast ka Ruh' lassen, denn der Professor in der Handelschul' hat g'sagt, wenn man vier Kreuzer im Vermögen hat, soll man sich für einen Kreuzer Papier kaufen, für den zweiten einen Bleistift

und dann soll man aufschreiben, daß man zwei Kreuzer österr. Währ. Cassafalbo vortragt.“

Nach solchen Ausführungen lächelte Carl wie entschuldigend, aber Steghuber meinte: „Braucht Dich nicht zu schämen, Carl, Recht hat er g'habt, Dein Professor! Das Hauptbuch hat uns Glück gebracht, ich wollt', alle unsere Geschäftskleut' hätten's damals eing'führt; es schauet jetzt besser aus mit uns in Wien!“

Gewöhnlich nahm er nach solchen Gesprächen aus seiner Cigarrentasche eine „Galanes“ und bot sie dem treuen Mitarbeiter an, während über sein ganzes Gesicht ein behagliches Schmunzeln sich breitete. Er munterte den Bögern den mit dem Zurufe auf: „Na geh', nimm's Cigarren, das tragt's schon noch! Wegen der zwölf Kreuzer-Cigarren bin ich doch kein Verschwender und kein Proh!“

Carl wehrte verlegen ab.

„Herr von Steghuber!“

„Na, na“, drohte dieser lächelnd, „ich weiß, daß Dir manches nicht bei uns gefällt; wir brauchen Dir zu viel Geld. Dir ist eine gute Bilanz und das gute Conto beim Bankverein das Wichtigste, und wenn meine Alte Geld braucht, dann machst Du ein Gesicht, als ob die Hendlu Dir das Brot wegg'essen hätten. Aber weißt, Carl, wir Männer verstehen nicht, was standesgemäß ist!“

„Na, und die reichen Familien, in die unsere zwei Mädeln hineing'heirat' haben — das gibt gesellschaftliche Verpflichtungen. Ja, ja, wir Männer verstehen nicht, was das heißt — gesellschaftliche Verpflichtungen, aber die Frauen, die wissen's! Es ist merkwürdig, wie schnell die Weibskleut' nobel werden!“

Herrn Steghuber war es ernst mit seiner Bewunderung weiblicher Anpassungsfähigkeit, aber dabei lachte doch der Schalk aus seinem behäbigen, von keiner Falte ge-

furchten Gesichte, das trotz eines buschigen Schnurrbartes, der die Mundwinkel verdeckte, von Gutmüthigkeit strahlte. Denn eigentlich machte er sich herzlich wenig aus der Noblesse und sagte dies auch seiner Frau an diesem Morgen fast zu derselben Minute, da seine Tochter sich schmollend von Carl wandte. Merkwürdigerweise bildeten gerade die zwei jungen Leute und ihr Verkehr den Gesprächsstoff zwischen dem Ehepaare. Frau Steghuber gefiel es nämlich nicht, daß der kameradschaftliche Ton aus der Kinderzeit zwischen ihrer Tochter und dem Buchhalter noch festgehalten wurde. Sie drückte hierüber ihr Mißvergüügen in unzweideutiger Weise aus, während der Mann sie zu beschwichtigen suchte. Aber die kleine, energische Frau, unter deren kräftigen Augenbrauen gutmüthige, jedoch scharfe Augen in die Welt lugten, war, wie ihr geröthetes Gesicht zeigte, zu sehr erregt, um Vernunft anzunehmen.

„Das gehört sich nicht, daß ein junger Buchhalter mit der Fabrikantentochter auf „Du und Du“ steht.“

„Ach was“, entgegnete Steghuber, „sie sagen sich ja Sie und nicht Du!“

Aber die Frau ließ nicht nach. „Du weißt schon, wie ich es meine, und ich sage Dir daher: Nimm Dir einen anderen Buchhalter!“

„Ich meine, der Kaffee wird kalt, und ich muß in's Comptoir hinunter“, rief unwillig der Mann.

„Du bist ein Narrentadel!“

Nun schenkte die Frau, die sich keine Vernachlässigung ihrer Hausfrauenpflichten nachsagen lassen wollte, erst den schwarzen Kaffee und dann, die Mischung sorgfältig beobachtend, das Obers in die Schale. Der Duft der schön gefärbten Melange schien beruhigend auf die erregten Gemüther gewirkt zu haben, denn das Gespräch verstummte, und man vernahm nur das behagliche Schlürsen der Frühstückenden. Als die Tochter eintrat, um mit den Eltern den Kaffee einzunehmen, mußte das köstliche Frühstücksgetränk schon eine ruhigere Stimmung erzeugt haben. Wenigstens schien dies bei Steghuber der Fall zu sein, denn neckend und dabei seine Frau ansehend, warf er hin: „Du Tonerl, wie spricht Dich denn der Carl an?“

Hestig stellte die Gefragte die Tasse nieder. In ihren Augen blitzte es, wie vor Zorn über erlittene Unbill.

„So weißt Du es auch schon, Papa? Denke Dir — „gnädiges Fräulein“ titulirt er mich, so ein Fadian!“ ...

„So gehört sich's auch“, meinte befriedigt die Mutter; aber ihre Befriedigung währte nicht lange, denn schluchzend rief das Mädchen: „Und — ich hab' ihn immer so gern gehabt!“

„Was?“ schrieen Vater und Mutter gleichzeitig, wenn auch in verschiedener Tonart. Die Ueberraschung der Eltern brachte die

Tochter zur Besinnung. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht, das in Schamröthe erglühte und auf die strenge Frage der Mutter: „Was hast Du gesagt?“ zog sie es vor, statt einer Antwort Fersengeld zu geben.

Herr und Frau Steghuber waren wieder allein, und obwohl dies zwischen Eheleuten weder eine seltene, noch im Allgemeinen eine peinliche Situation ist, wollte sich ihr Herr Steghuber doch entziehen.

Raum bemerkte seine Frau jedoch die Vorbereitungen zu einem strategischen Rückzug, als sie ihm mit einer

scharfen Bemerkung in die Flanke fiel. „So, jetzt hast Du die Bescherung!“ rief sie giftig.

„Bescherung...?“ meinte Herr Steghuber, Gleichgiltigkeit fingierend. „Wer hat was besichert?“

„Wer?... Dein Herr Buchhalter!“

„Der Carl? Wieso?“

„Na, hast es ja gehört! Deine Tochter ist in ihn verliebt“, rief die Frau entrüstet.

Herr Steghuber schien an dieser Thatsache keinen Grund zur Entrüstung zu finden.

„Was kann der Carl dafür“, replicirte er kühl, „soll er sich seinen schwarzen Schnurrbart rasiren und die krausten Haar abschneiden lassen, damit er keinem Mädell gefällt?“

Dieser Versuch, eine so höchst ernste Angelegenheit in's Scherzhafte hinüber zu spielen, sollte ihm jedoch nicht ungestraft hingehen. Sein wackeres Ehegemahl sah ihn vernichtend an und steigerte diesen Ausdruck bis zur wegwerfenden Verachtung. Als sie jedoch bemerkte, daß dieser Gesichtsausdruck nicht die erwartete Wirkung erzielte, rief sie ihm zornbeugend zu: „Du bist ein Narrentadel!“

Das wirkte denn, wenn auch, wie es bei drastischen Mitteln vorzukommen pflegt, etwas stärker, als beabsichtigt war.

(Fortsetzung folgt.)



Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht, das in Schamröthe erglühte.

# Miß Bef.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(3. Fortsetzung)

Man konnte, was da unter ihnen lag, mit ein wenig Einbildungsvermögen für eine Landschaft ansehen, freilich nur aus Steinen bestehende, indeß ein bißchen Gehälm und Moosgrün da und dort zwischen ihnen, und als lebendige Staffage hockten und flatterten einige weiße und bunthalsig schillernde Tauben über der einsamen Gegend. Aus ihr stiegen unsern die hohen Thurmköpfe der Frauenkirche auf, auch umflogen, doch verwandelte dort das weiße Gefieder sich in schwarzes, zu dem der „Tauben des Henters“, wie das Mittelalter die dunkelgeflügelten Dohlegäste der alten Thürme benannt. Nach Süden aber hob sich, den Horizont abschließend, über der braunen Dächerweite, hin und wieder halb verschleiert, eine bläuliche Kuppe und Zacke, mit der endlos gedehnten Alpenkette die absondere Landschaft beendend.

Ueber und zwischen einer solchen Dächerwelt hatten Miß Bef' Augen sich noch nie befunden, ebensowenig aber auch noch irgendwo in einem Raume, wie dem, der ihr diesen neuartigen Ausblick verstatete. Er war auf drei Seiten abgeschragt und an den Wänden einmal mit einer safrangelben Tünche überzogen gewesen, von der Rehrbesen und Zeit überdies nur da und dort ein bißchen Schelber übrig gelassen; da sich ein menschliches Wesen als Bewohner in ihm aufhielt, schien er auf den Namen und Rang einer Stube Anspruch zu machen. Auch machte er den Eindruck, in einer gewissen Weise möblirt zu sein, nur ließ sich nicht erkennen, womit, denn alles über dem Fußboden Aufragende lag gleichmäßig, wie Baumstumpfe, Steine und Zaunwälle nach einem ausgiebigen Schneefall, ununterscheidbar mit geschlossenen und aufgeschlagenen Büchern, Landkarten, alten Kupfertafeln, Papierstößen, beschriebenen Blättern, Gänsefedern, Bleistiften jeglicher Länge und Kürze, Tintenwischern, Beschwersteinen, Pappenstücken und Bindfadendrehten überdeckt. Die Dinge waren's, die der darauf fallende Blick zunächst sich mit Namen belegte, doch dazwischen gesellten sich unzählbar andere, deren Art und Zweck wenigstens für eine oberflächliche Betrachtung nicht unfaßbar war, und an diesem Reichthum nahm auch die Bodendecke, nicht allein in den Ecken und Winkeln, sondern sporadisch gleichfalls in der Mitte des Raumes, mannigfaltig theil. An der linken Seite führte eine offenstehende, nach ihrem Höhenmaß aus einer Erdengegend mit zwerghafter Bevölkerung stammende, unbehobelte Thür in einem kleinen Nebenverschlag, aus dem ein länglich gestreckter, niedriger Holzkasten hervor sah und den Verdacht weckte, daß er ein Bett vorstellen wolle. Das Ganze brachte auf die Vermuthung, einmal im Annoncentheil der „Münchener Neuesten Nachrichten“ als „Elegant möblirte Wohnung von zwei Zimmern mit freier Aussicht und allen Bequemlichkeiten“ angezeigt gewesen zu sein.

In jener Haupt-, Wohn- und Studirstube aber stand nunmehr auch voll beleuchtet ihr zeitlicher Inhaber, der Dr. Laurentius Hollunder, als dritter sich Miß Bef darbietender und sie zu ihrem „Oh!“ veranlassender Anschauungsgegenstand; als solcher indeß keineswegs in dritter Reihe, vielmehr nach dem Blick, den die junge Dame auf ihn gerichtet hielt, eher als das besonderste Stück der ihr gebotenen Sehenswürdigkeiten. Er stieß fast mit dem Kopf an die allerdings nicht schloßartig aufgehobte Bodendecke des Raumes, das heißt, nicht mit dem eigentlichen sogenannten Thron seiner Vernunft selbst, sondern durch einen sich darüber und darum wölbenden Baldachin blonder, kurzgeschmittener, ringsum senkrecht von ihrem Nährboden sich absträubender Haare. Das hätte theoretisch etwas von einer Aureole an sich tragen können, erinnerte jedoch in der Wirklichkeit entschieden mehr an einen Fgel, mit dem freilich zwei sehr große, beinahe ultramarinfarbige Augen nicht in zoologischem Einklang standen, und unter der von der Natur wohlmeinend grad' und hübsch in die Gesichtsmitte hineingezeichneten Nase nahm ein leichtes, etwas dunkleres Geflocht und Geträusel auf der Oberlippe nicht an der borstigen Beschaffenheit der Scheitel-, Stirn- und Schläfenumhaarung theil. Der Hals erschreckte zunächst durch seine Länge, bis die Wahrnehmung, er thue sich nicht den üblichen Zwang einer Tragen- und Halsbinden-Umgürtung an,

über sein Verhältnis zum übrigen Körper etwas beruhigte, und bei einer anatomischen Nachmessung ergaben vermuthlich auch die ungemein langbefingerten, wenngleich nicht in's Breite gerathenen Hände eine annähernd richtige Proportion. Hinsichtlich der unteren Extremitäten blieben jedoch nach dieser Richtung einige Zweifel berechtigt, unfraglich wenigstens lebte Laurentius Hollunder auf einem außerordentlich großen Fuß.

Nun hatte Miß Bef vorderhand ihre dreifache Betrachtung abgeschlossen, und als Ergebnis derselben kam ihr vom Mund:

„Ich dachte, Sie müßten älter sein, denn ich kann Sie nicht über fünfundzwanzig Jahre schätzen.“

Das mochte auch wohl ungefähr mit dem Thatsächlichen übereinstimmen, aber diente nicht gerade dazu, die so stark wie irgendetwas aufgeweiteten Augen des Angesprochenen in einen anderen Zustand zu versetzen. Mit dem leiblichen Blick nahm er jetzt zwar das Bild einer vor ihm stehenden wildfremden jungen Dame auf, doch in seinen Zügen drückte sich eine absolute und eigentlich nicht unberechtigte Begriffslosigkeit aus, wie sie in seine Stube gerathen, was sie darin wolle, und warum sie sein Lebensalter auf fünfundzwanzig Jahre abschätze. Diese Verwunderung hätte wahrscheinlich eine Besucherin vom Continent unter gleichen Umständen auch als begründet anerkannt und nicht länger veräußt, ihr abzuwehren. Doch Miß Bef empfand offenbar eine solche Nöthigung nicht in sich, sondern warf zuvor nochmals einen Blick durch die Stube und äußerte:

„Sind Sie von der Natur nicht zum Sitzen eingerichtet?“

Der Form nach war's eine Frage, der Sinn dagegen enthielt zweifellos mehr eine Erklärung, die Sprecherin sei, wenn sie irgendwohin, zumal vier Treppen hoch hinaufgelange, gewöhnt, sich niederzusetzen. Das ging aber, jedenfalls zur Zeit noch, über das Auffassungsvermögen Laurentius Hollunders; allerdings ward er veranlaßt, zum erstenmal den Mund aufzuthun und etwas zu erwidern, doch er bezog die Frage lediglich auf eine Gepflogenheit seiner Persönlichkeit und sagte, nach einem ebenso hoch- als dünnbeinigen, sichtlich von zahlreichen Bohrwurmfamilien bewohnten Stehpult am Fenster deutend:

„Nein, ich schreibe im Stehen, das ist mir angenehmer.“

„Ich will nicht schreiben, sondern sprechen,“ antwortete Miß Bef, „dazu ist's mir angenehmer, zu sitzen.“ Und da es sich augenscheinlich für sie nicht darum handelte, was dem Inhaber der Stube, sondern was ihr das angenehmere sei, so schob sie ohne irgendwelche Umschweife von dem ihr zunächst befindlichen Stuhl ein kleines Büchergebirge herunter, daß es wie Lavinengeröll auf den Fußboden polterte, und ließ sich so seelenruhig auf den freigewordenen Platz nieder, wie sonder Zweifel gegenwärtig ihr Onkel von mütterlicher Seite, Sir Nathanael Colbrook in seinem Schaukelstuhl auf dem Balcon über der Barerstraße dasaß. Eine gelinde Staubwolke wirbelte unter den gefallen Büchern in die Höh', der Eigenthümer der letzteren machte schweigsam ungefähr ein Gesicht, wie wenn ihm eine wirkliche Lavine auf den Kopf herunterregne, und es gefiel nunmehr Miß Bef zu sagen:

„Ihr Vater hieß Christof Hollunder und war verheiratet mit einer geborenen Sommerkorn.“

„Jawohl — ich glaube wenigstens —“ brachte der aus dieser Ehe hervorgegangene Sprößling über die Lippen — „aber woher wissen Sie —?“

„Das ist gleichgültig, wenn es richtig ist. Der Vater Ihres Vaters hieß Johannes Hollunder und seine Frau mit Vornamen Leonore.“

„Leonore?“ wiederholte der Onkel. „Ich kann es nicht kritisch widerlegen, daß meine Großmutter diesen Namen nicht getragen hat. Es ist sogar möglich.“

„Nein, es ist gewiß, und sie war eine Tochter von Theobald Steinfaß.“

„Davon weiß ich nichts mehr.“

„Das ist auch nicht nöthig, denn ich weiß es. Theobald Steinfaß hatte einen beträchtlich jüngeren Bruder Otto, der sich spät verheiratete und einen Sohn Wolfgang bekam.“

„Erlauben Sie, das gibt eine genealogische Tabelle, die für mich ganz gleichgültig ist, denn meines Wissens hat keiner der von Ihnen genannten etwas von historischer Bedeutung gethan.“

„Mir ist es nicht gleichgültig,“ versetzte Miß Beß, „und für mich hat Wolfgang Steinsaf etwas von historischer Bedeutung gethan, weil er eine Tochter Elisabeth Steinsaf hinterlassen hat. Elisabeth Steinsaf bin ich, und Sie sind also mein Vetter.“

„Um Gotteswillen!“ dachte der Dr. Laurentius Hollunder, wollte dies vielleicht im Stillen für sich thun, that es indes laut auch für das Gehör der vor ihm Sitzenden und fügte nach: „Vetter — das heißt gottlob ungefähr so weit, wie der Apfel ein Vetter von der Quitten ist.“

Ob dem Sprecher dies Gleichniß nur auf die Zunge gerieth, um das entfernte Maß der Verwandtschaft damit zu kennzeichnen, oder ob er auch der unterschiedlichen Geschmackseigenschaft eines Apfels und einer Quitten im Naturzustand sich dabei bewußt sein mochte, unfraglich sprach aus den Worten, wie aus dem Ton des Vergleiches nicht gerade die Absicht eines Compliments. Das Ohr der jungen Dame besaß jedoch für diesen Klang offenbar kein Auffassungsorgan, denn sie erwiderte nur:

„Es gibt Holzäpfel, die noch saurer sind, als Quitten. Wollten Sie das damit sagen?“

Merkllich hatte Laurentius Hollunder seine anfängliche Augen- und Mundstarre jetzt überwunden, denn er gab hurtig Antwort:

„Ich wollte damit sagen, daß meine Stube nicht an solche Besuche gewöhnt ist und daß ich Wichtigeres zu thun habe, als Damen, auch wenn sie sich Cousinen benennen, in ihr zu empfangen.“

Eine Entgegnung war's, die zweifellos nicht den geringsten Anspruch darauf erhob, sich durch die Blume ausgedrückt zu haben, und Miß Beß zur Hervorbringung eines „Oh!“, nicht von deutscher Lautbeschaffenheit, sondern derjenigen im Munde Sir Nathanaels anänelnd, veranlaßte. „Oh!“ sagte sie, gleichfalls in englischer Sprache hinzufügend: „It's thus a german elder-tree?“ Aber dann fügte sie wieder auf deutsch drein: „Ich habe es besser, lieber Vetter, denn ich habe nichts Wichtigeres zu thun,“ und sie bekräftigte die sich ihr daraus ergebende Schlußfolgerung, indem sie sich bequemer und allem Anschein nach besser zu länger andauerndem Verweilen geeignet auf dem Stuhl zurechtrückte.

\* \* \*

Die entomologische Wissenschaft zählt eine außerordentliche Fülle verschieden gearteter Raupen, Larven, Würmer und Maden auf, die an ebenso verschiedenartigen Pflanzen ihr Nahrungsbedürfniß befriedigen und denen der exoterische Blick nicht ansieht, daß sie in sich den Beruf und die Fähigkeit bergen, mittelst einer Metamorphose sich einmal in einen leicht beflügelten Schmetterling, eine zierliche Libelle, eine buntglitzernde Fliege, einen hübschgefärbten Käfer oder ein sonstiges artiges Insect umzuwandeln. Zu ihnen gehört auch die Larve der Bücherfliege oder Büchermotte, gemeinhin auch wohl Bücherwurm benannt, und wenn es, allerdings nach einer Umkehrung des altrömischen Wortes, erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so erregte Laurentius Hollunder ganz den Eindruck eines inmitten seiner Nährpflanzen zu colossalen Dimensionen aufgediehenen Bücherwurms. Nur schien, von anderer Seite des menschlichen Standpunktes aus betrachtet, trotzdem der Nährstoffgehalt seines Futters kein übermäßiger zu sein, denn er konnte sich entschieden keine Rechnung darauf machen, von einem gleichgesinnten Nachfolger Cäsars zu den wohlbeleibten Vertrauensmännern gezählt zu werden. Vielmehr hätte mit Sicherheit jeder zu einem dahingehenden Urtheil Aufgefordert das nämliche Verdicht über ihn abgegeben, er gehöre nicht nur zu den ungewöhnlich mageren Leuten, sondern sehe danach aus, diese Leibesbeschaffenheit täglich durch unzureichende Beköstigung noch stärker zu befördern, oder wohl richtiger, noch mangelhafter herabzumindern.

Das bildete indes gegenwärtig keinen Bestandtheil der in Frage kommenden Dinge, weder für ihn selbst, noch für seine, ihm so plötzlich und ungeladen wie eine Sternschnuppe in die Stube hereingefallene Besucherin. Er konnte sich das Zeugnis ausstellen, sie moralisch mit aller Energie wieder vor die Thür

hinausgesetzt zu haben, nur freilich ohne einen praktischen Erfolg, denn in Wirklichkeit saß sie nicht allein noch da, sondern hatte sichlich sogar noch fester von ihrem Stuhl Besitz genommen. Offenbar war sie eine Hausfriedensbrecherin, bei der geistige Mittel und Maßregeln den Dienst versagten, und es vermochte sich wahrscheinlich nur um die Anwendung von physischen zu handeln. Dazu gebot auch Laurentius Hollunder trotz seiner Magerkeit vollkommen ausreichend über die körperliche Begabung und hatte sich ihrer hin und wieder schon bei anderer Gelegenheit mit Nachdruck bedient, dabei aber bisher in solchen Fällen sich jedesmal einer oder mehrerer Persönlichkeiten seines eigenen Geschlechtes gegenüber befunden. Daß er hier eines größeren Kraftaufwandes bedürfen werde, um sich seines unberufenen Störenfriedes zu entäußern, stand allerdings nicht anzunehmen, und auch an dem Muth und guten Willen dazu fehlte es ihm keineswegs. Nur gebrach es ihm vollständig an der Kenntniß, wie man eigentlich ein derartiges Geschöpf anzufassen habe, denn vor eine solche Aufgabe war er auf seiner Lebensbahn noch niemals gestellt worden, und in dem Blick, den er auf die Hände, Arme, Schultern und sonstigen Bestandtheile seiner Widersacherin gerichtet hielt, sprach sich aus, daß von allem dem nichts ihm recht geeignet erscheine, um es als zweckmäßige Handhabe zur Ausführung seines Wunsches zu benützen. Und in Folge davon stand er trotz einer rothen Färbung seines Gesichtes als die Verkörperung eines, von des Gedankens Blässe Angekränkelten da, und die in seinem Willen sich zur That gestaltende Unternehmung voll Kraft und Nachdruck verlor so der Handlung Namen.

Von dieser Hamlet-Verfassung, die ihn in rathloser Thatlosigkeit beharren ließ, überkam Miß Beß muthmaßlich keine Ahnung; sie war eine Schwestertochter Sir Nathanaels, bei der nicht in Frage gerieth, ob das, was ihr zu thun gefiel, einem Andern weniger zum Vergnügen gereichen könne, und außerdem blieb wohl vorauszu sehen, daß selbst eine richtige Erkenntniß des Sachverhalts kaum einen umändernden Einfluß auf ihr Belieben geübt haben würde. Nicht durch Hilfe des Bäckers war sie hierher gelangt, sondern ganz aus eigenen Mitteln, indem der letzte Winter sie darauf gebracht, sich einmal über ihre Verwandtschaft von väterlicher Seite her Aufschluß zu verschaffen, wofür Notizen in alten Briefen ihr Anhalt geboten. Freilich hatte sie sich nicht viel daraus entnehmen lassen, eigentlich nur das Eine, daß der Wahrscheinlichkeit nach in München ein Onkel eines Bruders ihres Großvaters, mit Namen Laurentius Hollunder, lebe. Dies hatte sie in der That auch am heutigen Nachmittag bestätigt gefunden, saß hier dem Träger jenes Namens gegenüber, und in ihrer Miene drückte sich aus, er bilde mit seiner räumlichen Umrahmung für sie die besondern Sehenswürdigkeit, die ihr bisher in der bayrischen Hauptstadt vor Augen gekommen sei. Und so rückte sie sich seßhafter auf dem Stuhl zurecht und fügte jetzt ihrer letzten Erwiderung die Frage nach:

„Was haben Sie denn eigentlich Wichtiges zu thun, Vetter?“

Darauf erwartete sie unverkennbar eine Antwort, und seinerseits mußte der Befragte schlechterdings nicht, was er denn anderes anfangen solle, als ihr eine solche zu geben. Da er von der Gewaltanwendung seiner mangelhaften Kenntnisse halber Abstand nehmen mußte, blieb ihm nichts übrig, als der Versuch, sich ihrer in Güte durch Geduld und Klugheit zu entledigen, und er versetzte:

„Ich bin dringend beschäftigt, eine Abhandlung zu schreiben, und habe keinen Augenblick von meiner kostbaren Zeit zu verlieren.“

„O, das ist gewiß sehr kostbar. Und was handeln Sie ab?“

„Eine Dissertation über die Bedeutung, welche seit den ältesten Ueberlieferungen sämtliche Völker der Erde in verschiedenster Auslegung dem physiologischen Vorgang des Nießens beigemessen haben.“

„Oh!“ sagte Miß Beß, „leiden Sie so stark an Schnupfen? Das ist sehr interessant. Aber was ist eine Dissertation?“

„Eine wissenschaftliche Schrift zum Zweck meiner Habilitation.“

(Fortsetzung folgt.)

### Der Toiletten-Trouseau der Prinzessin Helene von Montenegro.

**W**ährend des Wiener Aufenthaltes der Prinzessin, der damaligen Braut des Prinzen von Neapel und nunmehrigen Kronprinzessin von Italien, wurde die Toiletten-Ausstattung, eine reiche Auslese vornehmer und erwählter Roben, bei den Hoflieferanten G. & E. Spitzer bestellt. Durch das lebenswürdige Entgegenkommen dieser Firma sind wir in der Lage, aus der großen Menge der überaus geschmackvoll zusammengestellten, meist mit kunstvoll ausgeführten Stidereien gezierten Roben, die Braut- und eine reiche Cour-Toilette bildlich darzustellen und die anderen ausführlich zu beschreiben.

Die Brauttoilette aus weißem satin duchesse war am Rockrande mit einer von kleinen Myrthenbouquets in gleichen Zwischenräumen unterbrochenen Schoppenruche aus weißem Plusiontüll garnirt; ober dieser Garnitur erschien eine silbergestickte Margueriten-Quirlende in paralleler Anwendung; die Cour-schleppe (manteau de cour) wich von der bei uns üblichen Form insofern ab, als sie nicht vom Halsrande, sondern vom Taillenschlusse herabfiel, wo sie mit einem breiten Bandgürtel befestigt war. Sie zeigte eine Pleinstiderei in Silber, war, passend zum Colorit des Kleides, aus reinweißem Moiré geschnitten und ringsum von einer breiten Plusionruche bordirt, die große Myrthenbouquets trug. Als Innengarnitur der Schleppe waren dicht aneinandergereihte Bandschleifen in Anwendung gekommen, die an den seitlichen Reversumschlägen bei jeder Bewegung auf- und niederwogten. Die Taille war mit einer überhängenden Blouse aus Plusiontüll gedeckt, die mit Silberflittern und pierres de strass strahlenartig gestickt war, so daß die Strahlen, vom viereckigen Ausschnitte ausgehend, (das italienische Hofdecolleté ist viereckig — zum Unterschiede des beim hiesigen Hofe vorgeschriebenen runden) nach unten hin sich erweiterten und von den beiden Myrthenzweigen eingeschlossen wurden. Die kleinen Schoppenärmel theilen sich um ein Pliffgefüßel aus Tüll heraustraten zu lassen. Den kostbaren Brautschleier aus echten Venetianerspitzen machte die Königin von Italien der Prinzessin zum Geschenk; die Margueritenstiderei an der Cour-schleppe und dem Rockrand der Brauttoilette sollte eine sinnige Aufmerksamkeit für die Königin sein, die bekanntlich Margherita heißt.

Die zweite Abbildung zeigt eine Empfangstoilette aus weißem, korallenroth chinirten Brocat mit glattem Schleppe, der innen mit echten Spitzen garnirt war. Die Taille aus korallenrothem Seidensamt hat Blousenfaçon und schließt mit einem breiten Falten-gürtel aus Moiréband ab; ihr runder Ausschnitt ist mit Zobel verbrämt und mit einem Orchideen-

zweig garnirt. Vorne an der Taille ein Arrangement aus drei schmetterlingsförmigen echten Spitzenapplicationen. Die Ärmel aus weißem chinirten Brocat sind mit Maschenschlupfen aus velour écrasé (wie zerdrückt aussehender Sammt) abgebunden.

Eine dritte Robe: Himmelblauer satin duchesse-Rock mit kurzer Schleppe, ganz gedeckt mit einer antiken echten Goldspitze, deren Netzgrund ein wie gestickt aussehendes Pleinmuster, die bourbonische Lilie, zeigt. Zu diesem Rocke, dessen Spitzenüberwurf unabhängig von dem Rock aus Atlas herabfiel, waren zwei Taillen bestimmt: die decolletirte Taille aus demselben Stoffe hatte wie fast alle, Blousenfaçon, eine Verthe aus Goldspitzen und war mit Orchideen garnirt; die hohe Taille war in Blousenfaçon aus himmelblauem Mouffeline-Chiffon angefertigt. Sie hatte seitlichen Verschuß, und über einer dichten Ruche

querüber angebrachte Spangen aus handbreiter Goldspitze. Die langen mit Schoppenansatz versehenen Ärmel hatten aus dichten gereihten Falten sich bildende Röhren und pliffirte Ansätze als Abschluß.

Für den Einzug in Rom war eine Robe aus smaragdgrünem Sammt bestimmt; den Rockrand zierte ein Netzpelzbesatz nebst einer in den italienischen Landesfarben ausgeführten gestickten Bordure. Die Blousentaille ließ eine Weste aus point-lace-Stiderei auf Tüll sichtbar werden; an der Taille ein Jabot-Arrangement aus echten Spitzen. Die Capeumhülle aus gleichem Sammt, vorne wie der Rock reich mit Pelz besetzt, war mit der bunten Stiderei borde versehen. Halsfragen à la Maria Stuart, mit rosafarbigen Moiré gefüttert und mit Spitzen und Federntouffs garnirt. Die Toque aus grünem Sammt, die für

diese Toilette bestimmt war, trug eine große Brillantenagraffe und eine grüne Reiheraigrette in ihren drapirten Falten.

Ferner eine gelbe satin-Duchesse-Robe mit glattem Schleppe, der mit einem zweiten aus cremefarbigem Tüll gedeckt war. Auf diesem Tüllrocke erschienen am Tablier mit offener, blendend weißer Seide (der geringe Farbencontrast zwischen Grund- und Stidmaterial wirkte ungemein pikant) Margueriten eingestickt; den rückwärtigen Theil zierte ein bändchenartiger Durchzug aus reihenweise und abwechselnd angebrachten je zwei Seidenfaden neben einem Faden Goldes. Die decolletirte Taille dieser Toilette war aus gesticktem Tüll angefertigt worden und zwar in der jetzt so beliebten schrägen Anwendung. Kurze getheilte Schoppenärmel mit Goldfaden- und Seidendurchzügeln.

Eine grüne Brocattoilette mit Schleppe; der reich gemusterte Stoff war im Dessin mit Gold nachgestickt, was einen herrlichen Farbencontrast bot und den Stoff leuchten und schimmern machte.



Die schräg drapirte Taille aus grünem Seidentüll war mit einem breiten Goldbandgürtel abgebunden und mit Aermelchen ausgestattet, die aus drapirtem Tüll und Brocat zusammengesetzt waren.

Eine Robe aus rosafarbiger Ottomaneide mit kurzer Schleppe zeigte eine ganz eigenartige Stickerei; es war nämlich der Stoff mit Seide in großen Lückenmustern in Art der Madeira-Arbeit gestickt worden, erschien also à jour und ließ das Unterleid durchschimmern. Am Rande war eine dichte Ruche aus Ottomane angebracht. Die Taille in gleicher Art gestickt, war blousenartig arrangirt und mit einem Westenarrangement aus Spitze und Seidenmouffeline garnirt.

Eine ceriserothe Moiré-antique-Robe hatte eine kurze Schleppe, glatten Rock und eine reich mit satin duchesse und Seidenmouffeline drapirte Taille; ein enziablau-satin-duchesse-Kleid, das für die Promenade berechnet wurde, war mit einer Passenblousentaille ausgestattet, deren Sattel mit Gold gestickt und deren gereihter Stoff mit einem breiten Kopf angelegt war. Dieses Faltenköpfchen hatte Sammeinfassung. Mäßig weite Aermel mit querüber genähten, in der Mitte den Stoff ausfallen lassenden Säumchen.

Ferner: Eine Abendtoilette aus rosafarbiger Seide mit kurzer Schleppe und mit weißem Tüll gedeckt, der mit pierres de strass und Silberflittern strahlenförmig gestickt war. Das Aparte an dieser Stickerei war die Goldeinfassung der Silberpailletten und die Bordure aus gestickten Sonnen. Die gestickte Taille hatte Flügelärmel, in deren Mitte Atlasrosetten placirt waren. An der rechten Achsel ein langstieliges Nelkenbouquet, dessen Ausläufer bis zum Tailenschlusse herabhängen.

Ferner: Eine Robe aus satin duchesse bouton d'or mit weißem Tüllüberwurf, dem in Seide und Gold Rosenbouquets eingestickt sind; die Taille, mit Ausnahme der Aermel aus gelbem Seidentüll, war mit Applicationen und Nelkenbouquets garnirt.

Ein tea gown aus rosafarbigen Brocat mit Tüllarrangement im Genre Empire und Puffärmeln aus Seide à la Gretchen u. a. m.

Von den beiden Reifelleibern war das eine aus drappfarbigem Tuch verfertigt mit Goldstickerei und mit braunen Sammtapplicationen verziert worden, die an dem Bolero angebracht waren. Der Kragen aus dicker Guitpurespitze war mit Gold durchwebt, die Capeumhülle mit Goldstickerei und Application aus braunem Sammt, wie das spanische Jäckchen geziert.

Das zweite, für kalte Tage bestimmte Reifelleid aus blauem Tuch hatte eine Bloufentaille und eine Passe aus weißem Tuch, die mit schwarzen Borden benäht und mit Achselfüßen aus gefaltetem blauen Tuch besetzt war. Der Rock hatte Bordenbesatz. Die glatte halbweite Jacke war zweireihig mit Knöpfen und mit Borden besetzt.

Ein Negligé-Anzug aus gelbem Pongis, aus Rock und Jacke bestehend, hatte reichen Spitzenbesatz sowohl hier als dort an dem von den Säumen ausfallenden Stoffe. Rock und Jacke waren nämlich in Säume genäht und am Rande mit Entredeux und Spitzenansatz garnirt. Chinéband als Gürtel mit langer Schleife.

Ein anderes Negligé aus weißem Batist war, im Gegensatz zu dem vorigen, der Länge nach mit Spitzen besetzt, die zwischen Säumchenreihen saßen; blaue Moirébänder als Gürtel und Jackenmaschen.

Von den meist aus englischen Stoffen hergestellten Straßentoiletten können wir nur hervorheben, daß sie wirklich bürgerlich einfach waren und keinerlei in's Auge fallenden Besatz trugen.

Es gab noch viele andere Toiletten, die sich dem Genre der bereits beschriebenen angeschlossen. Die kurzen Kragen-Umhüllen waren der Länge und Breite nach aus Pelz und Sammt und Sammt und Spitzen zusammengesetzt und mit schwerem Chinéstoff gestickt.

Von den Schirmen, die einfach gehalten waren, soweit sie für praktische Zwecke bestimmt schienen, wären die echten Griffe besonders hervorzuheben, aus Silber, Gold, Steinen und Email. Die geputzten Schirme fanden ihren schönsten Vertreter in einem weißen Moiréschirm, der einseitig mit echten Spitzen arrangirt war.

R. F.

## Das Czarenpaar in Paris.

Die Begeisterung Frankreichs für Rußland hat sich bei der anläßlich seiner Weltreise erfolgten Anwesenheit des Czaren und seiner Gemahlin in Paris allerorten gezeigt; ohne Unterbrechung sind dem Herrscherpaare Huldigungen dargebracht worden, die ihren Gipfelpunkt in den glänzendsten Festlichkeiten fanden. Was an Luxus und Pracht geleistet werden konnte, ist aufgeboten worden, um das Kaiserpaar zu ehren, und wie immer man über diese byzantinische Huldigung denken möge, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie dem französischen Geschmac Gelegenheit zu unvergleichlichen Triumphen geboten hat. Die graziosen Pariserinnen hatten denn auch



Toiletten beim Besuche des Czar in Versailles.

ihre ganze Kunst entfaltet, so daß die Toiletten-Panoramen, die bei allen festlichen Gelegenheiten, ja selbst auf den Straßen sich entwickelten, von bezaubernder Pracht gewesen sein sollen; als stumme Huldigung der Pariserinnen für Rußland können die Creirung der russischen Capote, einer diamantartigen Kopfbedeckung, und die neuerliche Aufnahme von Russisch-Grün in's Moderepertoire betrachtet werden. Unsere beiden, an Ort und Stelle gezeichneten Abbildungen veranschaulichen einige aus edelstem Material

verfertigte Empfangstoiletten beim Besuche des Czarenpaares in Versailles und bei der Grundsteinlegung der Alexander-Brücke in Paris.

## Das neue Museum für österreichische Volkskunde.

Die bedeutendste Aufgabe, welche sich der vor zwei Jahren gegründete Verein für österreichische Volkskunde stellte, war die Gründung eines Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Dieses Institut sollte der Mittelpunkt der österreichischen Ethnographie werden: einer Wissenschaft, die eigentlich erst im Entstehen begriffen ist, und welche die Erforschung der volksthümlichen Sitten und Gebräuche bei allen Volksstämmen der Monarchie zum Ziele hat. Ansätze zu volksthümlichen Sammlungen sind vielfach und zuweilen auch schon in respektablem Umfange vorhanden. Jede Landeshauptstadt, auch manche kleinere Provinzstadt hat heutzutage ihr Museum, und jedes dieser Museen pflegt neben mehr oder weniger schönen Gemälden und Skulpturen einheimischer Kunstgenies, neben den historischen Denkmälern und Reliquien etc., auch eine Sammlung volksthümlicher Gegenstände zu besitzen: Costume der heimischen Bevölkerung, ihre Geräthschaften in Küche, Haus und Hof,

ihre urwüchsigen Erzeugnisse im Gewerbe und in der Industrie und dergl. m. Aber alle diese Provinzialmuseen — das Johanneum in Graz, das Ferdinandeum in Innsbruck, das Franzensmuseum in Brünn u. v. A. — beschränken sich doch ganz naturgemäß auf ihre engere Heimat, sie pflegen tirolische, steirische, polnische, böhmische Volkskunde. Das Wiener Museum aber sollte so recht im Geiste des österreichischen Staatsgedankens alle Völker und Stämme der Monarchie mit gleicher wissenschaftlicher Liebe umspannen und in der Reichshauptstadt ein zusammenfassendes Bild derselben schaffen.

Dieser Plan war zu großartig, um in seinem ganzen ungeheuren Umfange in kurzer, ja auch nur in absehbarer Zeit verwirklicht werden zu können. Um solch ein Museum zu schaffen, muß sozusagen auch die ganze Monarchie bis ins entlegenste Dorf mitwirken, und dieses Zusammenwirken aller Oesterreicher zu demselben idealen Zwecke ist auch

nicht der geringste Theil des Werthes eines solchen Museums, denn es ist wieder eine Stelle mehr geschaffen, an der das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit trotz der politischen Meinungsverschiedenheiten wach gehalten und gestärkt wird. Und schließlich bedarf es auch hier wie überall, ausgiebiger Geldmittel. Denn es herrscht heutzutage auch auf dem Gebiete der folkloristischen Sammlungen scharfe Concurrenz. Giebt es doch kaum ein Künstleratelier, das sich nicht ebenso gern mit den urwüchsigsten Producten bäuerlicher Kunst, wie mit chinesischen Selbstmalereien schmückt. Hat sich doch gerade in unserem Zeitalter der Ueberkultur der Geschmack gerne wieder zu den naiven ursprünglichen Formen der Volkscultur zurückgewendet. Die elegantesten Damen tragen in den Sommerfrischen Bauerncostume; die Speisesäle der reichen Leute sind geschmückt mit Tellern und Schüsseln aus Bauernkrüchen, oder sind ganz als Bauernstuben eingerichtet. Das Jahrhundertende erquickt sich an den einfältigen Formen der conservativen Naturmenschen. Daher also die große Concurrenz bei der Sammlung volkstündlich werthvoller Gegenstände, die umso seltener werden, je weiter sich die Erzeugnisse der modernen Massenfabrikation verbreiten und die althergebrachte Bauernarbeit verdrängen. Es bedarf geradezu besonderer Findertalente, um zu den gesuchten Dingen zu gelangen... Trotz dieser vielfachen und großen Schwierigkeiten ist es dem Verein für österreichische Volkskunde dennoch gelungen, in der kurzen Zeit seines Bestandes eine so stattliche Anzahl von volkstündlich interessanten und werthvollen Gegenständen zu gewinnen, daß er an ihre Aufstellung und an die Eröffnung eines Museums schreiten durfte. Durch Spenden hochherziger Freunde der Wissenschaft, durch Geschenke von Sammlern und durch besondere Forschungsreisen seiner führenden Männer in die entlegensten Gegenden der ganzen Monarchie ist eine Sammlung von ungefähr sechstausend Nummern zustande gekommen, die nun in einem schönen und geräumigen Saale des Börsegebäudes (Eingang von der Wipplingerstraße) untergebracht sind. Die Aufstellung ist schon so weit gediehen, daß man ein Bild von dem Erreichten gewinnen kann.

Das Wichtigste bei jeder Ausstellung, und zumal bei einem Museum, ist der Geist der Ordnung und Anordnung, der in ihr waltet. Der Besucher muß sich rasch und unmittelbar darin zurechtfinden können. Den Mittelpunkt des Museums für österreichische Volkskunde bilden daher wie natürlich die Bauernstuben, das Heim des Landvolkes. Neun solcher Stuben sind in der Mitte des Saales neben einander errichtet: in möglichster Naturtreue, in den Maßen der Originale, ausgestattet mit ganz echtem Hausrath, mit Kisten und Kästen, mit Tischen und Betten, mit Küchengeräthen, Uhren, Osen, Spiegeln, Heiligenbildern und selbst den Palmkästchen, wie sie in den verschiedenen Dörfern üblich sind. Ein Rundgang um diese Bauerninterieurs herum gleicht einer Reise durch halb Oesterreich im Fluge. Und zwar sind zu sehen: eine oberösterreichische Wohnstube mit reich bemalten Möbeln aus der Gegend von St. Florian, ein oberösterreichisches Stübchen, eine alpine Küche mit offenem Herdfeuer, ein Wohnzimmer der Goralen von Ostschlesien, eine steirische Stube, eine mährische Wohnstube, eine istrianische Küche, ein kärntner Bürgerzimmer und eine slovakische Stube. Mit einem Blick überseht man den Culturstand der verschiedenen Nationalitäten; die stummen Möbel und Geräthe erzählen Bände von Geschichte.

An die Bauernstuben reihen sich die Sammlungen der Bauerntrachten; es sind bereits über 50 Figurinen mit vollständigen Costumen vorhanden, darunter überaus reiche von den Ruthenen, Dalmatinern und Serben. Dazu kommt eine reiche Sammlung von Bauernschmuck, eine erlesene Collection alpiner und südlischer, vielfach von orientalischer

Formgebung abhängiger Schmuckformen. Eine Spinnrad- und Spinnrodenammlung. Eine Sammlung von Bauernstickereien, die reichsten aus Mähren und Böhmen mit dem charakteristischen Thier- und Vogelornament. Eine überaus merkwürdige Sammlung von Holzstöcken und Kerbschnittarbeiten, welche die bäuerlichen Leinenweber zum Bedrucken ihrer Stoffe benutzen, mit ganz ursprünglichen Formen. Die Keramik der Bauern, ihre Krüge, Teller, Schüsseln, ihre Plastik in allerhand Tischgeräthen, ist durch eine Sammlung von über fünfhundert Stücken vertreten, worunter einzelne sich durch ihr Alter, andere durch ihre schon künstlerisch vollkommene Arbeit auszeichnen.

Aber der Bauer wohnt, schläft, ißt und trinkt nicht bloß, sondern er betet auch und unterhält sich, und er begleitet alle seine Handlungen mit Erzeugnissen, deren Formen, in die fernsten Jahrhunderte zurückreichen. Auch diese Seite des Bauernthums ist durch reiche Sammlungen vertreten.

In den Alpengegenden ist es beispielsweise noch immer Sitte, die Leichen auf drei Bretter zu legen, bevor sie in den Sarg kommen, und diese Bretter sorgfältig aufzubewahren und zu bemalen. Solche in Museen sehr selten gelangende Bretter sind hier zu sehen. In einer anderen Sammlung von Hunderten von Heiligenbildern kann man dessen Geschichte verfolgen. Die primitive religiöse Volkskunst ist durch eine Sammlung von bäuerlichen Kunstschneidereien für Dorfkirchen vertreten. Das bedeutendste Stück dieser Art, das im Museum zu sehen, ist aber die Krippe aus Tirol, mit über dreihundert 3—4 Zoll hohen Figuren, im besten Stil der Tiroler Kunstschneider gearbeitet, die Krippe selbst ein architectonisches Kunstwerk im Kleinen; sie stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert. An diese Werke reihen sich die Sammlungen aus den bäuerlichen Theater- und Volksspielen; vor Allem die Salzburger Berchtenmasken, wie man solche in der Wiener Theater- und Musikausstellung aus dem Salzburger Museum gesehen hat, und die vom Museum für österreichische Volkskunde um schweres Geld erworben wurden. Dazu kommen noch die Volksbelustigungen in Tirol, wie das Huttlerlaufen in Rum (bei Innsbruck), die Berchten-tänze im Pongau, die durch Maskencostume dargestellt sind.

Genug der Aufzählung. Es soll der Catalog des Museums nicht abgeschrieben werden. Aber diese Mittheilungen werden genügen, um zu zeigen, daß das Museum einen stattlichen Grundstock für seine Sammlungen jetzt schon besitzt, der die Fähigkeit hat, neue Funde an sich anzuziehen und die folkloristischen Ideen organisch weiterzubilden. Das Wichtigste bei jeder wissenschaftlichen Neugründung ist, daß sie von wahrer Lebenskraft erfüllt ist, die neue Ideen erzeugt und Leben anzieht. Das Museum für österreichische Volkskunde wird diese Lebenskraft bewahren.

Zum Schlusse seien noch die Männer genannt, welche sich um das Museum verdient gemacht haben. Die Auffammlung des weitaus größten Theiles der Gegenstände ist durch den Schriftführer des Vereines Dr. Michael Haberlandt erfolgt, größere Serien sind von den Herren Franz K. Gröbl und Dr. W. Hein gesammelt worden, welche den Schriftführer zum Theil auch auf seinen Reisen durch die Monarchie begleiteten und bei der Aufstellung und Ordnung mitwirkten. Die materiellen Mittel sind aus Spenden geflossen, welche Herrenhausmitglied Philipp Ritter von Schöller (fl. 5000), sodann der regierende Fürst Johann v. Liechtenstein, Adolf Bachofen von Echt, Graf Przewiecki, Geheimrath Nikolaus Dumba, Frau Amalie Poeschl, Paul von Schöller als Stifter des Vereines geleistet haben.

M. Reder.



Toiletten bei der Einweihung der Brücke über die Seine „Alexandre III.“



## Vom Büchertisch des Boudoirs.

Gabriele Reuter.



In unserem Zeitalter ist die Psychologie des literarischen Erfolges ein Lieblingssthemata vieler Menschen geworden. Einmal schon darum, weil heutzutage Psychologie überhaupt besonders beliebt ist, und die Menschen nicht bloß sich selbst, sondern auch alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens in der Politik, in der Kunst, in der Literatur analysieren, um hinter ihr Geheimnis zu kommen. Sodann aber auch zu praktischen Zwecken. Denn wenn man weiß, wie literarische Erfolge entstehen, so kann man sie ja wohl selber schaffen, und da Kunst und Literatur heutzutage auch industriell geworden sind, so hat das Geheimnis des Erfolges keine geringe wirtschaftliche Bedeutung. Man kennt denn auch wirklich nicht wenig von diesen Geheimnissen. Literarischen Erfolg zu schaffen, ist ein eigenes Geschäft geworden, das mit einem großen Apparat arbeitet, mit Zeitungsnotizen und Telegrammen, mit dem Aufgebot vieler Federn und vieler Freundschaften, die sich auch in manchen Fällen recht vorteilhaft bewähren. Aber es ist doch merkwürdig: lang halten solche künstlich geschaffenen Erfolge nicht an. Wenn einmal ein wirkliches literarisches Ereignis eintritt, so merkt man erst recht den Unterschied zwischen einem ehrlichen Erfolg und einem künstlich gemachten. Der ehrliche Erfolg hat doch eine ganz andere Wirkung; selbst wenn er die heftigsten Widersacher findet, läßt er sich nicht aus der Welt schaffen. Eine Dichtung, die wirklich das ausspricht, was Allen, die da leben, auf der Zunge schwebt, wirkt nicht bloß auf den Büchermarkt, sondern auch auf die Herzen, und für die Verbreitung einer solchen Dichtung sorgen die Leser selber am allermeisten.

Einen solchen ehrlichen Erfolg hatte Gabriele Reuter im letzten Sommer mit ihrem Buche: „Aus guter Familie (Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896) Lebensgeschichte eines Mädchens“. Binnen kurzer Zeit erschienen vier Auflagen davon. Es wurde nicht einmal besonders viel über dieses Buch geschrieben. Aber wenn man in Frauengesellschaft kam, so konnte man viel darüber sprechen hören. Es ging wie ein Ton der Befriedigung, der Genugthuung, der Erlösung durch die weibliche Welt. Jede Frau wußte zu erzählen, daß es ihr ähnlich wie der Helbin Agathe Heibling in diesem Buche ergangen ist. Bald wurde diese, bald jene Einzelheit besonders hervorgehoben oder auch vielleicht kritisiert: im Ganzen aber waren alle Frauen, die man hören konnte, einverstanden mit Gabriele Reuter. Wie der spezifisch künstlerische Wert dieses Romans beschaffen wäre, kümmerte die Leserinnen zunächst nicht; das Wichtigste für sie war, daß hier die Wahrheit gesagt wurde, und die Wahrheit wirkt immer gut.

Und was war das nun, das so nachhaltig auf die Frauen wirkte? Gabriele Reuter erzählt die Geschichte eines Mädchens aus guter Familie, das kein Glück hat, seinen Beruf: Gattin und Mutter zu werden, verfehlt und schließlich beinahe im Wahnsinn untergeht. Das soll, wird man fragen, so sehr gewirkt haben? Das ist ja (bis auf den Schluß) eine alltägliche Geschichte. Kein Glück haben viele Menschen, und alte Mädchen, die weder Gattin noch Mutter werden konnten, gibt es doch wahrlich genug! Es war auch nicht diese Geschichte an sich, die so sehr wirkte, sondern die Schilderung des Weges, auf dem Agathe dazu kam, ein altes Mädchen zu werden. Und es war auch nicht so sehr Agathe selbst, die den Frauen gefiel, als vielmehr die Umgebung Agathens, die ihr das Schicksal bereitet. Auf die Familie, nicht auf das Mädchen legt die Dichterin schon im Titel den Nachdruck ihrer Rede. Die Familie dieses Romans ist das treue Spiegelbild vieler tausend anderer Familien in Deutschland, und ihre meisterlich gelungene Zeichnung ist das Wertvollste am ganzen Buche.

Agathe hingegen ist ein Wesen für sich, wahr und nicht wahr zugleich, womit man sich abfinden muß. Agathe ist besser als die Mädchen im Allgemeinen zu sein pflegen, aber doch wieder (mit Bedacht) nicht groß und kräftig genug, um, etwa wie die Bozenerin von Marie von Ebner-Eschenbach, als ein Vorbild zu erfreuen oder gar zu begeistern. Agathe ist eine grundehrliche Person; sie kann nicht heucheln und nicht kokettieren; ihr Gefühl ist zart, empfindsam, keusch, edel, so recht, wie man die gut gearteten deutschen Mädchen kennt. Damit wächst sie in der Familie auf, und wir begleiten ihre Schicksale und ihre Entwicklung auf allen Stufen eines modernen Mädchenlebens von der Confirmation angefangen bis zum Eintritt in die Gesellschaft, zum ersten Ball, zur ersten Liebe, zur ersten Enttäuschung u. s. w. Bei vielen Tugenden besitzt Agathe jedoch einen schweren Mangel: sie ist gut, aber schwach; sie kann ihren Willen nicht durchsetzen; sie ist stärker im Dulden, als im Entschließen und Handeln. Sie hat wohl die geistigen Fähigkeiten, ein eigener Mensch zu werden, eine „Persönlichkeit“, wie das moderne Stichwort lautet, sie hat sogar auch einige künstlerische Begabung; aber sie bleibt immer auf halbem Wege stehen, weil sie sich von Rücksichten auf anderer Leute Meinung, auf die Eltern und deren Vorurtheile nicht befreien kann. Darum erleidet sie ihr Schicksal.



Agathe ist genau das Gegenteil von dem, was die Magda in Sudermann's „Heimath“ ist. Magda hat den Muth, sogar zu sündigen, um sich von der kleinlichen, engherzigen Umgebung, in der sie aufwuchs, zu befreien und sich eine Existenz nach eigenem Geschmack und Beruf zu schaffen; Magda wird durch die Sünde geläutert. Agathe hat diese Kraft nicht, sie ist zu sehr abhängig von ihrer Umgebung, und das ist ihre Schuld.

Aber Gabriele Reuter macht ihr aus dieser Abhängigkeit nur ganz leise einen Vorwurf; sie will ihre Agathe nicht als einen Menschen hinstellen, der durch eigene Schuld unglücklich wurde, wie es in Wahrheit der Fall ist; sondern es soll im Schicksal dieses einen Mädchens das Geschick aller dargestellt werden, welche unter den herrschenden Sitten und Anschauungen im deutschen Familienleben gelitten haben und noch leiden. Dadurch wird der Roman zu einem tendenziösen Werk der Anklage. Aber da die Schilderung des typischen deutschen Familienlebens der Wahrheit entspricht, so wird die Schwäche des Romans gern übersehen, und die Klage findet ein sympathisches Gehör bei der Mehrzahl der Leserinnen.

Der Familie, wie sie heutzutage, zumal in den kleineren deutschen Städten, besteht, macht Gabriele Reuter gar vieles mit Recht zum Vorwurfe. So zunächst die falsche Brüderie, mit der die Mädchen erzogen werden. Von natürlichen Dingen dürfen unsere Mädchen nichts wissen; sie werden in einer künstlichen Unwissenheit erzogen, die erst mit dem Eintritt in das Eheleben aufhören darf. Da zeigt Gabriele Reuter, wie diese Brüderie selbst unstillbar wirkt, und wie sie abgeschmackt werden kann, wenn sie auch alten Mädchen gegenüber festgehalten wird. Gabriele Reuter macht aber auch der Familie zum Vorwurf, daß sie eine doppelte Moral pflegt; verschieden sind die Gebote für die Töchter und für die Söhne desselben Hauses; was ihm erlaubt ist, das ist ihr verboten; Bruder und Schwester wachsen neben einander auf und sind durch eine wahre Kluft der Moral von einander geschieden. Mit der künstlichen Unwissenheit, mit der conventiellen Kluge, mit der Brüderie, mit der doppelten Moral in der hergebrachten Mädchen-erziehung werden entweder gebrochene Mädchen wie Agathe, oder heuchlerisch kokette Geschöpfe wie ihre Schwägerin erzogen. Und in diesem Punkte hat ja Gabriele Reuter gewiß Recht; ja sie spricht nur eine Ueberzeugung aus, die heutzutage allgemein getheilt wird. Mit der alten Maxime: eine tüchtige Frau braucht nichts zu wissen, sondern bloß eine gute Wirthin zu sein, hat man ja schon seit längerer Zeit gebrochen. Die Frauen haben Zutritt zu allen Hochschulen, und wenn Studiren glücklich machen kann, so steht ihrem Glück nichts mehr im Wege.

Was an dem Roman „Aus guter Familie“ so warm poetisch wirkte, war, daß man an vielen Stellen ein persönliches Bekenntnis hindurchspürte. Gabriele Reuter hat eine That der Selbstbefreiung von einem lastenden Druck vollbracht. Man begreift nun, daß bald ein persönliches Interesse für diese muthige und scharf kritische Dichterin plaggreifen mußte, und es wurden auch einige Nachrichten über ihr Leben bekannt. Sie ist am 8. Februar 1859 in Alexandrien geboren worden, wo ihr Vater als Kaufmann thätig war, aber schon in den ersten Mädchenjahren Gabriele's starb. Sie lehrte mit ihrer Mutter nach Deutschland zurück; (ihre Familie stammt aus Pommern und ist entfernt mit der des Dichters Fritz Reuter verwandt.) Mit ihrer Mutter lebte Gabriele in verschiedenen kleineren Städten, in Weimar, Dessau, und begann bald sich mit poetischen Versuchen zu beschäftigen. Ihre „Lebensgeschichte“ ist also nicht ihr Erstlingswerk. Sie hatte aber mit ihren ersten Publicationen nicht viel Glück. Jetzt sind zwei ihrer früheren Bücher: „Episoden Hopflins“ und „Kolonistenvolk“, ein Roman aus Argentinien, im selben Verlag von S. Fischer in Berlin wieder herausgegeben worden, wozu noch ein Bändchen neuer Novellen: „Der Lebenskünstler“ mit erschienen ist.

In diesen drei Büchern ist es vor allem auffallend, daß zwischen dem Stil der ersten zwei und des letzten ein auffallender Unterschied herrscht, der auf eine tief greifende Wandlung in den Anschauungen der Dichterin zurückzuführen ist. Im „Kolonistenvolk“ und in der „Episode Hopflins“ steht Gabriele Reuter noch ganz auf dem Boden der alten Tradition; nicht eine Spur vom Geiste der modernen aggressiven Literatur ist darin, alles noch ganz „Familienblatt“. Dann scheint Reuter sich radical von der alten Schule losgesagt zu haben, und indem sie sich mit den Schriften der Modernen vertraut machte, fand sie auch den Stil eines schneidigen Realismus, der ihrer Begabung am meisten entspricht. Denn ihr Talent weist sie auf die Sittenschilderung hin; ihre poetische Kraft reicht nicht zur Schöpfung von eigenen Menschen aus, wie sich das ja auch im großen Romane zeigte, wo die Gestalt Agathe's die meisten Bedenken und Angriffe erfuhr, indem die satirischen Zeichnungen der zahlreichen Gestalten aus der Familie nur bewundert wurden. Man erinnert sich auch, daß Agathe sich nach der Lecture neuer Dichtungen, nach der Bekanntschaft mit den Ideen des socialistischen



Philosophen Martin wie neu geboren fühlt. Genau so muß es der Dichterin selber ergangen sein. Der Roman „Kolonistenvolk“ ist trotz seiner abenteuerlichen Romantik recht langweilig. Viel schöner ist die Novelle „Zu spät“ im zweiten Buche, aber die „Episode Hopfins“ ist noch immer zu breit in der Darstellung und hält den Vergleich mit den Novellen im Buche „Der Lebenskünstler“ nicht aus. Hier setzt Gabriele Reuter ihre Kritik moderner Menschen fort, oder sie spinnt

ein Motiv aus ihrem gedankenreichen Hauptwerke besonders aus oder sie verwertet poetisch ihre Erinnerungen aus Egypten, immer als geistreich und scharf beobachtender Sittenmaler, der einmal ernst, ein ander Mal heiter den Menschen die Wahrheit sagt. Die neuen Novellen bedeuten einen wirklichen Fortschritt der Dichterin in der künstlerischen Form, und sie werden gewiß nicht viel weniger gelesen werden, als der große Roman, der sie berühmt machte.

Justus Eckart.

## Das Soldatenweib.

Von Adolf Pichler.

„Schuster, schneide Schühlein schnell,  
Lang als wie mein Finger,  
Und mit rother Seide näh'  
Mir zusamm' die Dinger.

Denn sein Vater kehrt zurück  
Aus dem wälschen Kriege,  
Als er fortzog, lag es noch  
Schlummernd in der Wiege.

Ja, der Vater kehrt zurück,  
Hat mich nicht vergessen,  
Ließ in Trient zum Atlaskleid  
Mir zehn Ellen messen.

Schühlein kriegt mein Anderl heut' —  
Heut' zum zweiten Jahre —  
Und es soll zum erstenmal  
Tanzen mit dem Paare.

Eine Trommel bringt er Dir  
Und ein Pferd zum Reiten,  
Mit dem Schwert aus Silberblech  
Mußt Du tapfer streiten.

Goldne Litzen auch dazu,  
Und noch and're Sachen,  
Nach der neu'sten Mode soll's  
Mir die Näht'rin machen.

Lang gewachsen ist sein Bart,  
Braun sind seine Wangen,  
Unser Anderl kann bereits  
An das Knie ihm langen.

Zieh' sogleich die Schühlein an,  
Hörst Du die Signale?  
Tanzen mußt beim Einzug Du  
Heut' zum erstenmale.“

## Ein Triumph des Wiener Verlages.

In Wien, wo der private Unternehmungsgeist so sehr darniederliegt, und in Allem und Jedem auf die Intervention der „hohen Behörden“ gewartet wird, thut es doppelt wohl, einmal zu sehen, daß die schönste Bürgertugend, die Arbeit aus eigener Kraft, doch noch nicht ganz verloren gegangen ist. Ein solch erfreuliches Beispiel gab die Ausstellung von Originalzeichnungen, Gemälden, Drucken und Verlagswerken, welche die Herren Gerlach & Schenk anlässlich des 25jährigen Bestandes ihres Verlages für Kunst und Gewerbe kürzlich veranstaltet haben. Die Ausstellung, die leider vom großen Publicum viel zu wenig, umso mehr aber von der kleinen Gemeinde wahrer Kunstfreunde beachtet wurde, bot in einigen Sälen des Künstlerhauses ein überraschendes Bild dessen, was hohes Kunstvermögen, energische Unternehmungslust und frohe Opferwilligkeit zu leisten vermögen. Allerdings wird nur der die ganze Größe des Geleisteten zu ermessen verstehen, der wie Ref. die collossalen Schwierigkeiten, die aus den technischen und persönlichen Fragen erwachsen, aus eigener Erfahrung kennt. Aber auch der Laie ahnt und bewundert die Summe von Arbeit, die sich in dieser Ausstellung äußerte.

Werke, wie die „Allegorien und Embleme“, die „Karten und Vignetten“, „die Pflanze in Kunst und Gewerbe“, „die Haus- und Familienchronik“, „das Thier in der decorativen Kunst“ sind geradezu

monumentale Schöpfungen, deren Einfluß auf das Kunstgewerbe schon jetzt deutlich wahrnehmbar ist und mit der Zeit nur noch tiefer dringen wird.

Ein besonderes Verdienst der Firma (denn an Glück in solchen Dingen glauben wir nicht) ist es, die richtigen Kräfte für so gewaltige Arbeiten gefunden und an sich gefesselt zu haben. Franz Stud für die Allegorien, Prof. Seber für die „Pflanze“ und das „Thier“, ferner R. Moser, S. Vesler u. v. A. haben Leistungen geschaffen, die nicht nur als Beiträge zum Werke, sondern als selbstständige Kunstschöpfungen höchste Anerkennung verdienen und das Entzücken der Beschauer erwecken. Durch die ganzen Arbeiten aber geht ein einheitlicher, auf ein Ziel gerichteter Zug, der ohne Zweifel das Verdienst der Auftraggeber ist.

Die Ausstellung ist vorüber und die schönen Blätter sind wieder in die Schränke des Verlagshauses gewandert; aber sie leben in der Öffentlichkeit und wirken fort in den vollwerthigen Reproduktionen, die mit dem Ruhme der wackeren Firma Gerlach & Schenk auch den des gewerbsleißigen Wiener Bürgerthums verkünden, das es sich trotz aller widrigen Tagesströmungen nicht nehmen läßt, muthig um seine führende Stellung im Kunstgewerbe zu kämpfen, und auch im grauen Abend-schatten den Glauben an das wiederkehrende Licht nicht verliert.

## Correspondenz der „Wiener Mode“.

N. N. Cottage. Aus principiellen Gründen theilen wir Adressen von Specialärzten und dgl. nur brieflich mit.

Eine treue, langjährige Freundin und Abonnentin. „Allein“ enthält einen hübschen Gedanken, der aber nicht entsprechend herausgearbeitet ist; „Vorbeerkränze“ ist weder inhaltlich noch in der Form druckreif.

Backfisch 16. Streitigkeiten zwischen jungen Damen Ihres Alters pflegen selten so ernster Natur zu sein, daß sie zu corsischer Blutrache Anlaß geben. Wir rathen Ihnen dringend, dem Zuge Ihres Herzens zu folgen und sich mit Ihrer Freundin auszusöhnen. Das Glück der Freundschaft ist so selten, daß man es nicht durch kindischen Trotz verschmerzen soll.

Verzweifelte Aurelie. Die „Wimmerl“ müssen schon sehr arg sein, um Ihre Verzweiflung zu rechtfertigen. Lesen Sie die betreffenden Stellen in „Die Kunst, schön zu bleiben“. Häufig sind solche Entstellungen die Folge und das äußere Anzeichen organischer Störungen; in solchen Fällen kann natürlich nur der Arzt rathen.

Martha. Wollen Sie die beiden Aufsätze an die Redaction der „Wiener Kinder-Mode“ zur Ansicht senden.

Dichterköpfchen. Zur Strafe drucken wir Ihr Gedicht ab. Es lautet in der Originalorthographie:

Herbst.

Der Eichbaum färhet seine Blätter  
Und trüb' und trüber wird das Wetter  
Stürme durch die Lüfte brausen  
Und die Vöglein packt ein Grausen.

(Bloß die Vöglein?)

Zum Theil entflieh'n sie nach dem Süden  
Nur die alten, lebensmüden  
Weiben hier in kalten Banden  
Weil zum Flug sie Kraft nicht fanden.

Ach könnt' auch ich mit ihnen flieh'n  
Ohne Sorge ohne Mühen  
Wärd' wohl dort mein Herz gesunden  
Von schwergeschlag'nen Pfeilesunden?

Da Sie sich hoffentlich „dort“ auch das Dichten abgewöhnen würden, so theilen wir vollkommen Ihren Wunsch, allerdings unter der Voraussetzung, daß Sie Ihr Abonnement nicht aufgeben.

Junges Talent. Kurz und schlecht! Glauben Sie wirklich, daß ein paar klägliche Reime, die um einen alltäglichen Gedanken herumschlottern, schon ein Gedicht geben?

Miss 28. Sie bitten uns um Rath, wie es anzufangen wäre, „mit zwei Herren, die Sie jeden Tag sehen, und von denen Sie wissen, daß sie gerne ein Gespräch anknüpfen würden, die sich jedoch nicht getrauen — in nähere Verbindungen zu treten“. Sie wünschen eine „correcte“ Antwort. Die einzige correcte Antwort, die wir Ihnen übrigens auch ohne specielle Aufforderung gegeben haben würden, ist: Schlagen Sie sich so unpassende Kindereien aus dem Kopf; das paßt sich nicht für junge Mädchen aus anständigem Hause, wie Sie zu sein scheinen.

Vorwärts, aufwärts. Unsere Antwort an Helma v. E. in Heft 24 des letzten Jahrganges veranlaßt Sie zu folgenden Zeilen:

Sie nennen sich Gegner der „Theaterkrankheit“. Ist denn die Vorliebe für einen Beruf eine Krankheit? Da müßte es ja auch eine Stid-, Strid- oder Nähnkrankheit geben! Die Künstlerlaufbahn ist den Frauen schon lange freigegeben, weshalb ein absolutes Uebermaß von derselben? Dies hat doch nur dann seine Wichtigkeit, wenn die junge Dame kein Talent hat, und darauf wäre sie zu prüfen, nicht aber ob sie zum „Hausmütterchen“ geboren sei.

Ist dies allein des Lebens Zweck und Ziel? Nach unserer Meinung — bei Damen — ja und tausendmal ja.

„Wäre es nicht besser, jedes auf sein Talent und seine Individualität hinzuweisen und einem Berufe zuzuführen?“

Wir haben nichts dagegen, wenn jedes Mädchen auch etwas Tüchtiges lernt — aber Schauspielerin ist kein Beruf wie ein anderer, man muß dabei nicht nur eine Fertigkeit in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sondern die ganze Persönlichkeit, Leib und Seele, jeden Nerv, alle Empfindung, und selten lohnt sich diese Hingabe voll und ganz.

Die Emancipation ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß die jungen Damen sich ihren zukünftigen erwählen können (sie müssen warten, bis und ob sie gewählt werden). Da sollte man es ihnen doch mit der Bestimmung um Ausübung einer Thätigkeit nicht auch noch erschweren!

Dieses Argument haben wir schon so oft gehört, daß wir ihm doch endlich näher treten wollen. Sie haben Recht, die Männer brauchen nur so aus der Menge der Herrlichen die herrlichste zu wählen. Aber die Sache hat einen Haken: sie — kriegen sie bloß nicht nur, oder sollten Sie noch nie von jenen Verhältnissen gehört haben, die aus Weidenruthen geflochten werden? Doch das hat mit unserer Ansicht von der Bühne gar nichts zu thun. Der Frau soll und muß jeder Beruf offen stehen. Uns macht sie keine Concurrenz, denn eines kann sie nie werden: Briefkastenmann.

A. S., Salzburg.

Wie kann man einem jungen Mann das Cigarettenrauchen abgewöhnen, welches seiner Gesundheit so wie seiner Tasche sehr schadet?

Das läßt sich nur nach genauer Kenntnis des Verhältnisses, in dem er zu Ihnen steht, beurtheilen. Einem Anbeter braucht man bloß zu sagen, daß man den Duft von Cigarettenrauch abscheulich findet. Dem Bräutigam versagt man einen Kuß. — Bei Ehemännern und Brüdern hilft gar nichts. Ist Ihnen aber der junge Mann ganz fremd, dann gehen Sie, und uns, seine Gewohnheiten nichts an.

E. St. in Kronstadt. Für das Stammbuch einer Erzieherin dürften folgende hübsche Verse unseres Mitarbeiters N. Sperling sehr geeignet sein:

Wie Du heut' ein Kindchen leitest  
Ereu und Liebevoll zur Pflicht,  
Ueberall es hinbegleitest,  
Daß sein Füßchen strauchelt nicht:

Mög' es so Dir auch gelingen,  
Unter Deinen Herrscherstab  
Liebend einst den Mann zu zwingen,  
Der Dir seinen Namen gab!

Sp.

„Nely.“ Angeregt durch die Notiz in Heft 2, theilt uns eine freundliche Abonnentin in Siebenbürgen ein Gedicht von Robert Hamerling mit, dessen Eingangstrophäen offenbar den richtigen Wortlaut des von Ihnen erwähnten Verses enthalten. Es heißt: „Beichte“ und lautet:

### Beichte.

Das Beste meiner Bücher,  
Das hab' ich nie geschrieben;  
Die schönsten meiner Lieber  
Sind ungelungen geblieben.

Die feurigsten meiner Küsse,  
Die hab' ich nie geküßt;  
Die stolzesten meiner Gefühle  
Die hab' ich nie gebüßt;

Sobald ich lieg' im Sterben,  
Ruft mir ein Pfäfflein her:  
Dem will ich es reuig beichten,  
Was mich drückt im Gewissen so schwer.

H. S. Sie fragen, wie man einen Bauer bewegen könne, seinen Sohn, der Talent zur Bildhauerei hat, ausbilden zu lassen. Wir fürchten, daß das sehr schwer gehen wird, wenn es nicht vielleicht gelingt, jemand, der unbedingte Autorität besitzt, also z. B. einen kunstfreundlichen geistlichen Herrn, für die Sache zu interessiren. Könnten Sie uns nicht eine Arbeit des Jungen sehen lassen? Vielleicht ließe sich von hier aus eine Action zu seinen Gunsten einleiten.

Ferdinand F. Sie wünschen durch unsere Vermittlung der Dichterin von „Namenlos“ drei Compositionen als Widmung zukommen zu lassen. Wir bedauern unendlich, Ihnen nicht zur Realisirung Ihrer hübschen Idee verhelfen zu können, da uns — wie wir schon mehreremale mitgetheilt haben — die Dichterin des aufsehenerregenden Buches vollkommen unbekannt ist, und wir uns für verpflichtet halten, keinen wie immer gearteten Versuch zur Lüftung dieses von persönlichen Verhältnissen gebotenen Incognito zu unternehmen.

L. v. N. Geld in einfachen Briefen zu senden, ist immer eine gewagte Sache. Offenbar ist der Brief verloren gegangen. Wenn Sie uns Ihren vollen Namen und Ihre Adresse nennen, wollen wir ausnahmsweise bei der Firma, die als sehr achtbar gilt, interveniren.

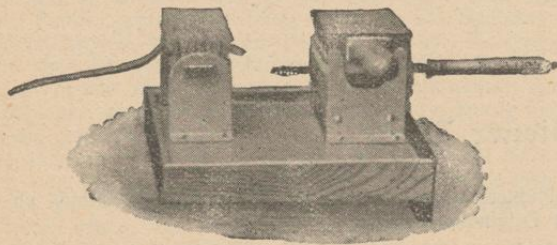
Eine langjährige Abonnentin. Es wundert Sie, daß im Modeberichte die einseitig gepuzten Hüte getadelt, und in demselben Hefte solche Modelle abgebildet wurden. Nun, die Aufgabe eines Modeblattes ist eben eine doppelte: es soll einerseits zwar den Geschmack der Leserinnen in die richtigen Bahnen lenken, muß aber andererseits doch Alles zeigen, was eben Mode ist und getragen wird. Für die erstere Aufgabe ist der Modebericht bestimmt, der die Anschauungen der Redaction wiedergibt. So führt ja z. B. auch ein großes Modehaus alle möglichen Modelle; empfohlen wird es aber nur jene, die der Geschmacksrichtung der leitenden Personen entsprechen. Wir hoffen, daß diese Aufklärungen Sie befriedigen und Ihnen zeigen werden, wie vielseitig und schwierig die Aufgaben eines Modeblattes sind, das es mit seinen Pflichten ernst nimmt.

Baronin A. . . . in Brunn. Sie finden die gewünschten Aufklärungen in dem in unserem Verlage erschienenen Büchlein „Das Wohl des Kindes“ (Preis 90 kr.), dem im Interesse der rationellen Kinderpflege ein Plätzchen im Schranke jeder Mutter gegönnt sein sollte.

Die Räthsel befinden sich auf der letzten Seite dieses Heftes.

### Praktischer Rathgeber.

Unsere Abbildung zeigt eine praktische Messer- und Gabel-Putzmaschine. Die Vorrichtung rechts ist für Messer bestimmt, diejenige links für Gabeln. Man pußt jedes Messer, indem man es zwischen zwei



Lagen aus dickem Filz abreibt, wobei ein eigens für die Putzmaschine bestimmtes Puzpulver in Gebrauch kommt. Die Gabel-Putzvorrichtung besteht aus einer steifen Bürste; die Gabel wird mehrmals auf die Bürste gedrückt, wodurch jeder zwischen den Zähnen zurückgebliebene Speiserest entfernt wird.

Die Ketten-Zahnbürste ist unstreitig das beste Erzeugniß dieses Genres. Durch den soliden Einzug der Borsten wird das so lästige und oft gefährliche Ausfallen der Borsten beim Zähneputzen vermieden.

Vorzügliche Weiße der Wäsche erreicht man auf eine sehr einfache Art. Man mache eine Mischung aus 2 Theilen starkem Spiritus und einem Theil reinem, sehr hellem Terpentinöl und setze von dieser Mischung 2 Eßlöffel voll auf 50 Liter dem Blauwasser zu. Die Wäsche bleicht hierdurch während des Trocknens; keine Hausfrau darf dabei das geringste Bedenken aufkommen lassen, daß der Gewebstoff etwa irgendwelche Gewalt angethan, also ein Schaden zugefügt werde. Der un-

verdünnte Theil der Mischung kann gut längere Zeit aufbewahrt werden (wobei Vorsicht geboten ist) und ist in diesem Zustande als treffliches Fleckwasser zur Entfernung von starken oder hartnäckigen Fett- und Harzflecken zu verwenden.

Kitt für leere Fässer. Dem Becken der Fässer läßt sich leicht abhelfen, wenn die undichten Stellen mit folgendem Kitt verschmiert werden: 60 Theile Schweineschmalz, 40 Theile Kochsalz und 33 Theile weißes Wachs werden bei gelindem Feuer geschmolzen und in die flüssige Mischung 40 Theile gesiebte Holzasche eingerührt. Mit dieser Masse werden die rinnenden Stellen gut ausgestrichen, nachdem man sie möglichst trocken gemacht (zum Beispiel leere Holzgefäße). Sobald der warm aufgetragene Kitt erkalte, schließt er jede Oeffnung luftdicht ab.

Holz schwarz zu färben. Man nehme ein wenig Kienruß mit schwarzer Politur und menge etwas Spiritus hinzu, so daß das Ganze einem Brei gleich wird. Nun reibe man hiermit den Gegenstand ein und lasse ihn gut trocknen. Nachdem man dieses Verfahren ein- bis zweimal wiederholt hat, wird das Holz mit einem feinen (nicht neuen) Staublappen fest abgerieben, nochmals mit Politur eingerieben oder mit Firniß bestrichen.

Die sogenannten Schweißflecke rühren von einer Veränderung der Farbe im Stoffe selbst her. Man entfernt sie durch Waschen oder Reiben mit Venetianischer oder Marzeiller Seife. Man löst die Seife in Regenwasser auf und bürstet den Fleck mit der Lösung tüchtig ab. Dieselbe muß nach Maßgabe des zu behandelnden Stoffes stärker oder schwächer sein. Dicke, echt gefärbte Stoffe vertragen eine starke Lösung, während man für dünne Stoffe mit zarten Farben nur eine schwache verwenden darf. Nach dem bis zur Entfernung des Fleckes fortgesetzten Bürsten wäscht man die Stelle mittels eines Schwammes mit kaltem Wasser und läßt sie trocknen.

## Für Küche und Haus.

Küchenzettel vom 16.—30. November. (Ein einfaches Menu.)



1. Montag: Kohlsuppe\*), italienisches Rindfleisch mit gebünstem Reis, Obst und Badwerk.
2. Dienstag: Gestopene Lebersuppe, Hammelfleisch mit weißen Rüben, Grieschmarrn.
3. Mittwoch: Flederlsuppe, Rindfleisch mit Zwiebelsauce und Erdäpfelschmarrn, englischer Birnentuch.
4. Donnerstag: Erbsensuppe, Bratwürste mit Kartoffelpüree, Krautflederln.
5. Freitag: Heilmarschensuppe (Wiefenschwämme) mit kleinen Knödeln, gebadener Fisch mit Salat, Apfelsanzel.
6. Samstag: Griesuppe, Rindfleisch mit rothen Rüben, abgeschmalzener Topfschmidel.
7. Sonntag: Blumentohlsuppe, Gansleber mit Zwiebel und Semmelcroutons, gebratene Gans mit wälschem Salat, Dmeletten.
8. Montag: Geflügelreis (vom Kleinzeug der Gans), Bratenreste mit braungebünstem Kraut, Grieskräpchen.
9. Dienstag: Französische Suppe, gefüllte Rehbrust mit Selleriesalat, Mehlschmarrn.
10. Mittwoch: Erbsenoderln, Rindfleisch mit Kürbiskraut, Hasenohrl\*\* mit Zwetschen.
11. Donnerstag: Einmachsuppe mit kleinen Knödeln, gebadenes Kalbfleisch mit Kohlrüben, Obst.
12. Freitag: Bohnensuppe, Blumentohl mit Butter, polnische Krautnudel\*\*\*).
13. Samstag: Reibgerstel, Rindfleisch mit Kohl, Topfschmidel.
14. Sonntag: Leberknödel, Bröbchen mit Haringtase†), Hasenrücken mit Rahmsauce und Niefenknödel, Vanillecrème.††).
15. Montag: Schlickkräpchen, Zwiebelfleisch mit Kartoffelwürfeln, Obst und Bäderei.

\* \* \*

\*) Kohlsuppe. (Aus der Kochkunst.) Man dünstet grob geschnittenen Kohl in Bratenfett braun und weich, staubt so viel Mehl daran, als man zu einer Einmach braucht, läßt es anlaufen, und vergießt es mit Suppe oder Wurzelbrühe mit Fleischextract. Gut verkocht, sprudelt man alles tüchtig und gibt blätterig geschnittene Selchwürstchen und Brotschnitteln hinein.

\*\*) Hasenohrl. Zu  $\frac{1}{2}$  Liter Auszugmehl mischt man  $\frac{1}{2}$  Liter Semmelmehl, salzt es etwas, gibt 4 Deka Butter in siedende Milch, macht damit einen weichen Teig und läßt ihn  $\frac{1}{4}$  Stunde raften. Dann treibt man ihn messerrückendick aus, radelt ihn zu handbreiten, verschobenen Biereden und bäckt diese in Rindschmalz. Sie laufen hoch auf, daher sie innen hohl sind. Man zudert sie und gibt Salse oder Compote dazu, oder man gibt sie zu Gemüse als Auflage.

\*\*\*) Polnische Krautnudel. Man bereitet einen leichten Germteig. Während er aufgeht, zertheilt man einen rohen Krautkopf in vier Theile und siedet ihn im gesalzenen Wasser weich. Dann nimmt man ihn aus dem Wasser, drückt ihn fest aus und hackt ihn ziemlich fein zusammen. Hierauf treibt man 10 Deka Butter mit 4 Eiern gut ab, gibt fein gehackte

Schalotten, Salz, Pfeffer und das Kraut nach und nach dazu, verrührt es gut und streicht diese Fülle auf den gut aufgegangenen, ausgewälzten und zu kleinen Biereden abgetheilten Teig. Dann rollt man die Teigstückchen länglich zusammen, verschließt sie gut, legt sie in das mit Butter ausgestrichene Badblech, bestreicht sie tüchtig mit Butter, läßt sie nochmals aufgehen und bäckt sie dann bei ziemlicher Hitze. Man servirt sie frisch vom Rohre kommend.

†) Haringtase. 8 Deka Butter treibt man schaumig ab und mischt die Milch und den Roggen von 2—3 Häringen, welche man etwas in Milch hat ablegen lassen, wie 8 Deka geriebenen Schweizerkäse, 1 feingewiegte Schalotte, etwas Pfeffer und einen Theil des feingewiegten, entgräteten Haringfleisches dazu. Man streicht sie ziemlich dick auf Schnittten von gebähtem Weißbrod und servirt sie so.

††) Russische Crème. Diese Crème empfiehlt sich durch ihren angenehmen Geschmack und ihre erfrischende Wirkung ganz besonders nach schweren Speisen. Man rührt 8 Dotter mit 16 Deka Vanillezucker eine halbe Stunde lang, gibt 2—3 Löffel feinen Cognac, den festen Schaum von  $\frac{3}{10}$  Liter Obers und 15 Grammm aufgelöste Gelatine hinzu, färbt rasch den fünften Theil mit Altermesrosa, füllt die Spitzen eines geblühten Reifmodells damit, gibt die gelbe Masse nach und läßt sie am Eise sulzen.

Quitten-Käse. Von einer Abonnentin mitgetheilt. 1 Kilo Quitten-Aepfel werden fein abgeschält und die Aepfel einzeln sofort ins kalte Wasser (damit sie nicht schwarz werden) gelegt. Nachdem die Aepfel geschält sind, werden sie in 4 Theile geschnitten, und daraus sorgfältig das Kerngehäuse entfernt, da die Aepfel inwendig steinig sind. Dann kommen sie abermals in ein frisches Wasser und werden in ziemlich große Würfel geschnitten, worauf man sie wieder in reines kaltes Wasser gibt. Nun wird 1 Kilo Zucker mit einem halben Liter Wasser aufgelocht, und läßt man die Aepfel in diesem Zuckerswasser (jedoch nur zugedeckt, damit sie schön roth werden) langsam ungefähr 2 Stunden kochen, bis der Zucker recht dick ist. Man kann auch den Saft einer Citrone in das ganze hineinpressen (natürlich mitkochen lassen), die Zitronenschale ist nicht dazu zu geben, da sie den Quitten-Geruch verderben würde.

K. A. H.

## „DIE KOCHKUNST“ Kochbuch der „Wiener Mode“.

Vollständige Sammlung von Kochrecepten.

Lehrbuch des Kochens und Anrichtens, der Dunstobst- und Getränkebereitung  
nebst 365 Menus für alle Tage des Jahres  
und einem Anhang:

Küche für Leidende.

In englisch Leinen gebunden (über 850 Seiten stark).

Preis fl. 3.60 = M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch die Administration  
der „Wiener Mode“.

## Mattoni's Ciesshühler

**CACAO-VERO & CHOCOLADEN**  
entölt, leicht löslicher Cacao, feinste Marke. | Anerkannt vorzügliche Qualitäten. | Vielfach prämiirt.

**HARTWIG & VOGEL · BODENBACH A/E.**  
Niederlage: Wien, I. Kohlmarkt 20.  
Zu haben in den meisten Conditoreien, Specereigeschäften etc.

**Ludwig Nowotny**

Handarbeits - Specialitäten - Geschäft  
Wien, I. Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahlendungen auf Wunsch umgehend.

**Weldler & Budie**  
k. r. Hoflieferanten. Erste k. u. k. landesbefugte  
**Leinen- und Wäsche - Waaren - Fabrik**  
Carlsbad. Wien, I., Tuchlauben 13. Franzensbad.  
Illustrierte Cataloge gratis und franco.  
— Specialität: Complete Brautausstattungen von 250 fl. aufwärts. —

Zur Besorgung von  
**Commissionen aller Art**  
(Einkäufen, Bestellungen, Musterendungen u. s. w.) wird  
**Frau Emma Mayer, IV./I., Wienstrasse 19**  
den P. T. Abonnentinnen der „Wiener Mode“ als vertrauens-  
würdig bestens empfohlen.

1731

# WIENER MODE



Mit dem nächsten Hefte erscheint die  
„Wiener Kinder-Mode“ Nr.3  
sowie ein **Schnittmusterbogen**  
als Gratisbeilagen.